



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Prilipp, Beda: Herbert George Wells

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Hier liegen die Elemente zu einer Neubelebung unserer verflachenden Geselligkeit, die Möglichkeit zur Herausstellung einer innerlichen Kultur der Persönlichkeit an Stelle des Dandytums, das sich heut oft mit diesem Worte brüstet. Hier aber auch eine Mahnung an die Nichtsalzwissenschaftler; was Schiller zu den Künstlern sagt:

„Was in des Wissens Land Entdecker nur ersiegen,
Entdecken sie, ersiegen sie für euch.
Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euern Armen erst sich freun,
Wenn seine Wissenschaft, der Schönheit zugereiset,
Zum Kunstwerk wird geadelt sein —“

es spricht auch heute noch zu den Künstlern des Menschentums.



Herbert George Wells

Don Beda Prilipp



Herbert George Wells leidet gleich anderen englischen Prosadichtern, die ihren Landsleuten und der europäischen Welt Gedankenwerte zu bieten haben, unter den schwierigen Verhältnissen, die bei uns gerade für die führenden Geister der englischen Literatur bestehen. Oberflächliche Sprachkenntnis läßt selbst manchen ernstgerichteten Leser nach der drüben in Massen produzierten leichten Unterhaltungsliteratur greifen; ihre anmutig geschliffenen Dialoge genügen völlig dem aus irgendeinem Grunde gefühlten Bedürfnis der Sprachauffrischung und beschweren das Denkvermögen nicht weiter. Ihnen gegenüber treten die Autoren, die in ihrem Werk die Höhepunkte des englischen Geisteslebens widerspiegeln, zurück. Sie erheben größere Ansprüche. Sie verlangen geistige Mitarbeit von ihren Lesern und künstlerisches Verständnis von ihren Übersetzern. Und in dem löblichen Bemühen, das wirklich Wertvolle in deutscher Übertragung weiten Kreisen zugänglich zu machen, ist durch unberufene Hände viel gesündigt worden. Beispielsweise haben die deutschen Ausgaben der Meredith-Romane von Felix Paul Greve in ihrem geistlosen Sichanklammern an den Buchstaben alles getan, um das Leben des Originals zu ersticken und das Verständnis des unbequemen Stils zu erschweren.

Herrn Felix Paul Greve sind ja leider auch die Romane der früheren Periode H. G. Wells' verfallen. Daher möge sich der Leser, dem jene Über-

setzungen von ungefähr zu Händen gekommen sind, nicht wundern, wenn das Urteil dieser Ausführungen dem seinen widersprechen mag. Ein überaus fruchtbares Schaffen, das sich gleichwohl fast stets interessant gibt, wird hier ganz spontan und offenherzig zum Ausdruck einer Persönlichkeit, die analytisch und phantastisch gleichmäßig begabt, nach innen schauend das Geheimnis der Umwelt, nach außen spähend das Mystrium des Ich zu entdecken strebt. Dabei geht Wells, nach der Menschen Weise, mancherlei wunderbar gewundene Pfade. Aber er besitzt den Mut, sich zu ihnen zu bekennen und in späteren Werken Übertreibungen oder Irrtümer unumwunden zuzugeben. Denn der Einschlag in jedem Buche, das er geschrieben hat — einige geistvolle short stories der Frühzeit abgerechnet — ist stets die Frage, die die Menschheit bewegt seit Anbeginn: „Was ist unseres Lebens Sinn? Wohin treibt unser heimischer Erdball im unaufhaltsamen Flug der Ionen? Ist sein Endziel Vernichtung oder winkt ihm die Strahlenkrone des tausendjährigen Reiches?“

Die Antwort auf diese Frage hat sich im Verlauf des zwanzigjährigen Schaffens, auf das Wells zurückblicken darf, mehrfach verändert. Und wenn wir den Phasen dieser Entwicklung folgen, die seine Schriften fast hüllenlos offenbaren, so grüßt uns aus ihnen das Zweifeln und Sorgen und Sehnen und Jauchzen eines wohlbekannten Wesens — des „modernen Menschen“. Dieser allbeliebte Sündenbock mit dem dehnbar schattenhaften Umriß, dem wir allerlei persönliche Unzufriedenheiten und Unzulänglichkeiten aufzupacken lieben, gewinnt nun allerdings in seinem Spiegelbild, in der Persönlichkeit des britischen Dichters feste, mannhafte Gestalt. Denn schon jener Bekennermut, von dem vorher die Rede war, ist gerade kein verlässliches Charakteristikum des „modernen Menschen“ — so sehr es der Inhalt seiner Bekenntnisse auch sein mag.

Wells kommt aus den Reichen der exakten Wissenschaft zur Literatur. Des Darwinisten Huxley Schüler ist er gewesen und hat das dort Erlernte zu Resultaten umgewandelt, denen gegenüber der Meister seiner Unzufriedenheit wohl recht drastischen Ausdruck gegeben haben möchte. Die ersten Schriften weisen deutlich auf wissenschaftliche Experimente hin, wobei sich die Grenzen des Erweisbaren, des Möglichen und des rein Phantastischen in ähnlicher Weise verwischen, wie sie etwa beim Übergang vom Mineral zu Pflanze und zu Tier von der neueren Naturwissenschaft beobachtet worden ist. 1898 bereits meldet sich in dem Roman „The Time Machine“*) der werdende Sozialphilosoph. Im Gemüt des Helden, des „Zeitreisenden“, hat sich eine tiefe Unzufriedenheit mit den drei Dimensionen des Raumes herausgebildet; es gelingt ihm, als vierte die der Zeit zu entdecken. Außerdem erfindet er eine Maschine, mit der man „in der Zeit“ reisen kann. Auf diese Weise wird es ihm möglich, die Stufe der Menschheitsentwicklung im Jahre 802701 zu beobachten: der Traum von der schrankenlosen Ausdehnungsmöglichkeit des menschlichen Intellekts ist

*) Sämtliche Hauptwerke Wells' sind in der Tauchnitz-Ausgabe erschienen.

ausgeträumt. Die Wissenschaft hat mit den lebensfeindlichen Mächten der Krankheitserreger und mit der klimatischen Unbill aufgeräumt. Darob hat sich ein durch keine Widerstandsentwicklung mehr gestählter Menschentypus herausgebildet, der in Kinderspielen ein paradiesisches Dasein vertändelt. Ein unterirdisches Maschinensystem von wunderbarer Vollkommenheit nimmt alle Lebensmühsal von diesen zarten, gedanken- und seelenlosen Geschöpfen — bis auf eine, bis auf das groteske Ende, das in der Nacht auf sie lauert. Denn diejenigen, die in der Tiefe jene Maschinen bedienen — das Proletariat von einst — hat sich in umgekehrter Richtung vom Menschentypus entfernt. Ihre Augen sind dem Licht entfremdet und sie sind bis zu dem Grade vertiert, daß sie die Bewohner der Oberwelt als rechtmäßige Beute und Nahrung betrachten.

Auf ein ähnliches Ende deutet der in früherer Zukunft spielende Roman „When the sleeper wakes“ hin. Das phantastische Rahmenwerk ist hier stark beschränkt und der Gedanke der sozialen Entwicklung tritt schärfer hervor. Doch deutet die Scheidung in Ober- und Unterwelt auf ein ähnliches Sinken von einstiger Höhe und erträumten Idealen, und die Schilderungen der „Bewohner des Abgrundes“ fügen alle Elemente eines irdischen Inferno zu einem außerordentlich packenden Gemälde zusammen.

Vielleicht war es die Ablehnung weiter Kreise, die Dichtungen dieser Art als phantastischen Unsinn beiseite zu schieben gewohnt sind, die Wells bald darauf veranlaßt hat, seine ernst zu nehmenden Bücher über die Weiterentwicklung des Menschengeschlechts zu schreiben. Es sind fünf Werke, die die Richtlinien geben und die durch dichterische Zwischenstationen gleichsam ergänzt werden: „Anticipations of the Reaction of Mechanical and Scientific Progress upon Human Life and Thought“, „Mankind in the Making“, „A modern Utopia“, „New Worlds for old“ und „First and last Things“.

Es war vorauszusehen, daß ein so regsamer Geist wie Wells auf dem tragischen Tiefpunkt nicht verharren würde, zu dem ihn, wie oben angedeutet, seine Theorien über die den menschlichen Intellekt unterdrückende Herrschaft der Maschine führten. Auch im dumpfsten Hirn glimmt ja — und eben dieses in tiefster Lebensnacht — wie ein nie sterbender Funke der verhüllte Gedanke: „Dies kann das Ende nicht sein!“ Er quillt aus dem Unbewußten und wird oft nicht bis in das klare Tagesdenken gelangen. Aber er kann zum Baumeister einer Welt werden — einer Welt, so fest gefügt und mit so unerschütterlichen Mauern eingeeget, daß sie über allem persönlichen Leid als Hochburg, als Zuflucht steht. Im späteren Schaffen unseres Dichters sehen wir nun das Gedankenfunkchen konstruktiv an der Arbeit. Zunächst ist es noch ein Taften, das die Befreiungsmöglichkeiten wiederum in ein starres Schema einzwängt, Platos Weltverbesserungsversuche praktisch zu wiederholen wünscht und darüber vergift, mit den Schwankungen von Individualitäten und Temperamenten, mit den unausrottbaren Instinkten und Rassenerteilen zu rechnen, deren Zusammenwirken in einem menschlichen Gemeinwesen größeren oder selbst

kleineren Umfangs die geforderten Uhrwerffunktionen unmöglich machen. Solche Entgegnungen liefen als Antwort auf die „Anticipations“ wie ein Kleingewehrfeuer durch die englischen Zeitschriften und Zeitungen: es gab eine Fülle des Kommentars, wie sie die Bücherwelt da drüben in Jahrzehnten nicht erlebt hatte und Mr. Wells schrieb in all dem Lärm geruhsam seine Entgegnungen, verteidigte sich nach besten Kräften, wehrte Mißverständnisse ab und — lernte. „Mankind in the Making“, das ein Jahr später erschien, brachte, in größerem Umfang angelegt, den Ausbau des früheren Buches nebst einigen Modifikationen. Auch hierbei sah sich Wells sogleich von Eifernden umgeben, die auf zahlreiche Unmöglichkeiten hindeuteten. Der Schauplatz des dritten Buches also ward wieder in das Reich des Unwirklichen verlegt: „Das moderne Utopien“ ist ein Schwesterstern unserer Erde, ihr an Antlitz und Leben wundersam gleich, nur daß ihre Bewohner von uns ausgiebig gelernt haben, wie man es nicht machen muß. Hier finden sich die ersten deutlicheren Spuren von des Dichters Neigung zum Sozialismus, einem Sozialismus freilich, der mit unserem deutschen kaum mehr als den Namen gemein hat und von Wells auch ganz absichtlich als „socialism“ von „Sozialismus“ unterschieden wird. Die Bewohner Utopiens also haben eine dezentralisierte Regierungsform, eine Art Republik als Vorbedingung alles Fortschrittes anerkannt. Sie haben die Scheidung von Aristokratie und niederen Massen zwar nicht abgeschafft, aber sie haben alle Herrschaft von Goldes Gnaden beseitigt. Sie haben die Aufnahme in die Reihen der Herrschenden — von Wells nach japanischem Vorbilde Samurai genannt — zur Angelegenheit der persönlichen Entscheidung gemacht, abhängig von der Unterwerfung unter einen scharf umrissenen ethischen und sozialen Kodex und von einem bestimmten Grade körperlicher Tauglichkeit.

Das hohe Maß von Selbstverantwortlichkeit, das dieser Reformgedanke der herrschenden Kaste auferlegte, begegnete überraschendem Beifall. Nach der konkreteren Ausgestaltung seines vordem nur flüchtig umrissenen Ideals fand sich Wells von einer Schar begeisterter Jünger umgeben, die bereit waren, die Samuraiidee sogleich in das Praktische umzusetzen, wobei natürlich äußerliche Nebensachen eine bedeutende Rolle spielten. Er sah nicht ohne Verlegenheit, wie er später bekennt, „die Ideale, die er in die Ferne des Universums jenseits des Sirius projiziert hatte, in Gestalt von jungen Mädchen und jungen Männern auf sich zukommen.“ „Er sah aus nächster Nähe individualisiertes menschliches Sehnen, menschliche Ungeduld, menschliche Eitelkeit und menschliches Kameradschaftsbedürfnis“. Wiederum wie vordem mußte er auf den Unterschied zwischen dem Buchstaben und dem Geiste hinweisen und erklären, daß die Samurai ebenso wie die „neuen Republikaner“ der früheren Werke nur Anregungen zum Nachdenken und zu Entwürfen neuer Erziehungsformen, nicht aber Vorbilder sein sollten, denen man nachleben könne.

Wie das auf Wells gewirkt hat und wie er es nutzt, zeigt sich sehr bald. Sein nächstes Werk bringt die Auseinandersetzung mit dem Sozialismus und

die Verkündigung des „socialism“. „New Worlds for old“ beginnt mit einem poetischen Umblid in die irdische Heimat; der schweifende Geist hat sich heimgelunden von seiner Fahrt zu fernen Sternen und in kaum geahnter Zukunft dämmernden Monen. Er rechnet entschiedener mit den Tatsachen des realen Lebens, und wenn er auf ihnen das Lustgebäude eines Ideals aufrichtet, so geschieht es aus dem tiefen Bedürfnis nach Glauben. Die Religionen scheinen ihm zu erdenfremd, um solchem Bedürfnis genüge zu tun. Was er mit eigenen Händen errichtet, trägt den Stempel seines Denkens, pulsiert mit dem Schläge des Menschenherzens. Doch hören wir ihn selbst:

„Mit jedem Jahre stellt sich das Leben in zunehmendem Maße als ein Schauspiel unererschöpflichen Interesses dar, voll von sich ewig entfaltender, sich stets vertiefender Schönheit — ein mächtiges Schlachtfeld für hohes Wagen und immer strebendes Verlangen. Doch sind die höchsten Augenblicke dieses wechselnden Aspekts am schwersten belastet mit der Forderung, sich zu mühen, mit der anspornenden Not unbefriedigten Mangels. Diese Schatten und Schmerzen und Schwankungen verdunkeln jedoch keineswegs, wenigstens für meine Augen, das kolossale Gemälde, vielmehr möchten sie seine Herrlichkeiten in strahlenderes Licht rücken. Alle bösen und häßlichen Lebensphasen wirken auf mich wie eine Herausforderung, als etwas, das nicht zu ignorieren, sondern leidenschaftlich zu bekämpfen ist als gebieterischer Ruf, der alles wecken möchte, was an Kraft und Mut in meinem Wesen lebendig ist.

Schön sind Welt und Leben — doch nicht als bleibende Wohnstatt, sondern als Arena. Ja, wahrlich eine Arena zwischen leuchtenden Vorhängen von Meer und Himmel, zwischen Bergen und weiten Ebenen mit der zarten Pracht von Blattwerk und Blütenkrone und Feder, mit weichem Pelz und dem glänzenden Wunder der lebenden Haut geziert und tönend vom Donner und dem Liede der Vögel. Aber eine Arena trotzdem, in der müßige Zuschauer keinen Platz finden, in der man wollen und handeln, sich entschließen, zuschlagen und abwehren muß — um binnen kurzem die Schranken zu verlassen.“

Ein Blick auf die Geschichte lehrt nun den Beschauer, daß diese Arena „kein wirrer und zielloser Konflikt von Individuen“ ist. Vielmehr macht sich ein Etwas bemerkbar, das unaufhörlich an der Arbeit ist, eine Kausalitätsordnung herzustellen, aus Wirrsal zur harmonischen Schönheit zu führen. Diese strebende und schaffende Kraft nennt Wells „Good Will“. Den Hauptbeweis für sein Wirken als mächtigsten Faktor menschlichen Fortschrittes findet der Autor im Aufzeigen alles dessen, was im Erdenleben besser geworden ist; nur eine einseitige Betrachtung der Lebensbedingungen früherer Zeitalter kann diese Erkenntnis streitig machen.

Um dieser mächtigen und wohlthätigen Kraft die schwersten Hindernisse aus dem Wege zu räumen, wünscht Wells eine kommunistische Staatsordnung, deren Einzelheiten, in dem Buche sehr eingehend dargelegt, hier in einem Satze zusammengefaßt sein mögen: „Die Hauptaufgabe der sozialen Staatswissenschaft

muß darin bestehen, daß die Gemeinde ohne Gewalttat und ohne Aufschub nach und nach ordnungsgemäß allen Grundbesitz zurücknimmt, daß Verkehrsweisen, Nahrungsausteilung nebst allen allgemeinen menschlichen Bedürfnissen ihr obliegen, gleichzeitig auch die Erziehung der heranwachsenden Generation, soweit sich die Eltern hierzu untauglich erweisen.“ Wells denkt an einen langsamen, organischen Übergang, durch den sich der durch unlauteren Wettbewerb zur Herrschaft gekommene „Geist der Gewinnsucht“ (spirit of gain) in den „Geist der Dienstwilligkeit“ (spirit of service) umwandeln soll. Jegliche Gedanken des jähen Umsturzes, die sich in der bei uns herrschenden Richtung unwillkürlich mit dem Begriff Sozialismus verbinden, lehnt Wells aufs entschiedenste ab; er bringt auch eine scharfe Kritik der Theorien Marx' und Bebel's, denen er dauernde Lebensfähigkeit abspricht. Das Dogma des Klassenkampfes und alles, was damit zusammenhängt, verlegt den Schwerpunkt seines Wirkens zu sehr auf das destruktive Element. Es hat keine klaren aufbauenden Prinzipien, die ihm die rechte Stosskraft geben könnten. Dennoch kann man sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß trotz der betonten Milde das neue Regierungssystem ohne Zwangsmaßnahmen nicht wird bestehen können. Dieser Zwang wird hauptsächlich diejenigen treffen, die, in der Starrheit eigenfüchtiger Zwecke verschlossen, das Grundprinzip „einer für alle“ nicht annehmen wollen. Denn dieses ist Fundament und Krone des Wells'schen Staatsgebäudes.

Um seiner Entstehung bis in die Wurzeln nachzugehen, dürfen wir nicht in neueren oder älteren sozialistischen Systemen nachforschen. Vielmehr gibt darüber ein späteres Buch Wells' Aufschluß — eine Zusammenstellung seines philosophischen, sozialen und religiösen Glaubensbekenntnisses, das er „First and Last Things“ genannt hat. Dort findet sich die Vertiefung des vorher charakterisierten Gedankens des wirkenden guten Willens in der Annahme eines „collective mind of mankind“, eines Menschheitsgeistes, dessen Analogie wir verstreut da und dort begegnen, ich erinnere nur an die vergessene Philosophie Gustav Theodor Fechners. Solche Analogien dürfen uns hier nicht kümmern, weil die Synthesis von Wells' Gesamtwerk deutlich zeigt, daß er diesen Gesichtspunkt zur Betrachtung und Wertung der Menschheitsgeschichte selbst gefunden hat:

„Die wesentliche Tatsache in der Geschichte des Menschen ist das langsame Entfalten eines Bewußtseins der Gemeinschaft mit seinesgleichen, der Möglichkeiten eines Zusammenwirkens, die zu kaum geahnter Kollektivkraft führt. Es zeigt sich so das werdende Verständnis für eine Synthesis der Gattung, für einen allgemeinen Zweckgedanken, der sich aus der gegenwärtigen Verwirrung heraushebt. In diesem Erwachen der Gattung lebt und webt unser persönliches Dasein — ein Teil davon, der unaufhörlich dazu beisteuert. Unser individuelles Sein ist nicht so ganz in sich verschlossen, wie es den Anschein hat. Zwischen dir und mir, die wir unser Denken verschmelzen, sowie zwischen uns und dem Rest der Menschheit ist ein Etwas, ein Wirkliches, das sich durch uns

emporhebt und weder du noch ich ist, das uns versteht und mich und dich zu gegenseitigem Gedankenspiel benutzt — so wie mein Daumen und Zeigefinger gegeneinander spielen, während ich diese Feder halte und schreibe . . . Ich sehe mich selbst im Leben als Teil eines großen physischen Wesens, das der Schönheit entgegenstrebt und, nach meinem Glauben, ihr entgegenwächst; und ich sehe mich als Teil eines großen geistigen Wesens, das der Weisheit und Macht entgegenstrebt und, nach meinem Glauben, ihr entgegenwächst.“ Wells bringt auch eine biologische Begründung dieser seiner Glaubensformel, eine Begründung, die der wissenschaftlichen Kritik kaum standhalten könnte.

Wir müssen unterscheiden: es handelt sich hier um keine wissenschaftliche Theorie, sondern um ein Glaubensbekenntnis. Das läßt sich nicht begründen. Es ist da — ein organisches Gewächs, das zum Menschen gehört wie sein Leib, das unsichtbare Reich, in dem seine Seele sich heimfindet. Wohl kaum ein Dichter hat wie Wells alle Gebiete menschlichen Wissens mit so rastlosem Fleiß durchforscht, bis er diesen Ruhepunkt fand. Ein Ruhepunkt für immer — für alle Erdzeit, die diesem reichen Leben noch vergönnt ist? Das Wort „Selbsterlösung“ drängt sich in den Sinn des Fragers, mit allem Stolz, den es in sich schließt und aller Unzulänglichkeit. Eine Glaubensformel wie jene, liegt schon jenseits des reinen Verstandes, wiewohl er an ihr bauen half. Und um dieser Mithilfe willen mag sie sich vergänglich erweisen — eine Brücke nur zu höherer Erkenntnis. In seinem jüngsten Buche sagt Nathenau: „Sinnlos, zufällig und ungerechtfertigt bleibt jegliches Leben und Lebenswerk, wenn es sich auf die Kräfte des rechnenden und planenden Geistes stützt; und hierin liegt der tiefe, transzendente Trost des Daseins, daß der selbstbewußte Verstand seine letzte Aufgabe darin findet, sich selber zu beschränken und zugunsten tiefinnerer, geheimnisvoller Kräfte zu entsagen, die wortlos unser Gemüt berühren.“

* * *

Während der Sozialphilosoph in Wells aus den Beziehungen von Mensch zu Mensch, aus Gemeinsamkeitswirken und feindseligem Auseinanderstreben in jahrelanger stiller Arbeit den Gedanken eines bewußt zur Vollkommenheit strebenden Menschheitsgeistes entwickelt, vollzieht sich der Werdegang des Romanciers in umgekehrter Richtung. Er beginnt mit der Darstellung eines etwas Nematischen, mehr denkenden als fühlenden Menschentyps und schließt mit der Entdeckung der Persönlichkeit. Das klingt zunächst ein wenig absurd und bedarf der näheren Begründung.

Der Wells der früheren Periode stellt in die Mitte der Geschehnisse fast immer ein empfangendes und reflektierendes Subjekt, das mehr die Rolle des Kommentators spielt, als daß es handelnd oder umwandelnd in die Ereignisse eingreife. Wir erfahren vom „Zeitreisenden“ nicht mehr, als daß er über echten Pioniermut verfügt und daß er vortrefflich und spannend erzählen kann. Noch mehr im Nebel verschwimmt die Persönlichkeit des „Schläfers“ (When the

Sleeper wakes). Selbst Schrecken oder Bewunderung über Enthüllungen der Menschheitsgeschichte, die nur ein kühn beschwingter Geist ins Bereich der Möglichkeit ziehen wird, kommen aus dem Erleben jener kontemplativen Helden nur als ein mattes Echo von Regungen zu uns, die wir unserem eigenen Innern verwandt fühlen können.

Das ändert sich erst, sobald Wells den Fuß auf die feste Erde, in die wohlbekannte Umwelt von heute setzt, und er tut es in seinen Romanen eher als in seinen philosophischen Schriften, die stets auf dem Fundament des Erwiesenen und Erprobten die Luftgestalten des Problematischen aufzurichten streben. Vielleicht liegt in der anmutigen Alltagsidylle „Love and Mr. Levisham“ eine leise Selbstverspottung allzuhoch fliegender Ideale, die man gerade zu Beginn dieser Laufbahn, zur Zeit der noch nicht bewußt ermessenen Kraft für wahrscheinlich halten kann. Es ist die Geschichte eines jungen Lehrers, der sich in Zuversicht auf die seiner wartende große Karriere sein Leben auf Tag und Stunde einteilt, um dann den ganzen schönen Stundenplan durch das plötzliche Auftauchen der Liebe in Gestalt eines kleinen Mädchens über den Haufen geworfen zu sehen. Er schließt eine rasche Ehe mit einem mittellosen Typfräulein und wird sehr bald gezwungen, auf alle hochfliegenden Pläne zu verzichten und für Weib und Kind um Brot zu arbeiten. Aber er tut es fröhlichen Herzens in der Erkenntnis, daß dies werdende junge Leben, das aus der Liebe der Eltern ins Dasein wächst, unendlich viel wichtiger für die Menschheit ist, als alles, was der ehrgeizige Herr Levisham künftig zu leisten sich vorgesetzt hatte. Es klingt hier schon leise, dem Autor vielleicht nicht ganz bewußt, die Idee von den hohen, dem Einzelwesen nicht kenntlichen Zielen der Gattung hinein, die Wells dann sieben Jahre später als Lebensprogramm aufgezeichnet hat.

Wir können an den Romanen der nächsten Jahre — Ausflüge in das abseits liegende Märchenland der Wissenschaft — vorüberziehen und auch nur flüchtig in das groteske Spiegelbild der Übermenschentheorie blicken, das uns aus dem ganz utopistischen Roman „The Food of the Gods“ (Züchtung eines Riesenmenschentyps mit entsprechend gesteigerten Gehirnfunktionen) entgegenschaut. „Kipps“, der Roman des Handlungsgehilfen, zeigt sodann den Autor schon mitten in seinen sozialistischen Studien. An ihrer Hand steigt er tiefer hinab in das „vie vivante“, und die Gestalten, die er schafft, entwickeln sich aus Ideenträgern mehr und mehr zu wirklichen Menschen.

Jedessen ist der Theoretiker in ihm zu mächtig, um sich jemals ganz zu verleugnen. Er zeichnet gewöhnlich die Richtlinien; das Gewirke aber, das die Zwischenräume füllt, gewinnt mit den Jahren zunehmender Reife mehr und mehr an überzeugender Lebensechtheit. Es lag nahe, daß derselbe Theoretiker, der die Durchsetzung falscher Werte auf dem Weltmarkte als verderblichsten Auswuchs des Gewinnsuchtsgeistes verdammt, die Romantik des modernen Handels zum Gegenstande einer Dichtung machen würde, wobei der Begriff

„Romantik“ in ironischen Gänsefüßchen zu denken ist. Wells kommentiert hierzu: „Das Plakatwesen hat eine Revolution in Handel und Industrie herbeigeführt; es ist im Begriff, die ganze Welt umzumälzen. Der Kaufmann von ehedem pflegte sich mit Annehmlichkeiten zu plagen; der moderne schafft Werte. Er braucht sich nicht zu plagen. Er nimmt einfach etwas Wertloses — oder beinahe Wertloses und macht etwas Wertvolles daraus. Zum Beispiel nimmt er Senf — so ganz alltäglichen Senf. Und dann fängt er an zu reden, zu schreien und zu singen: „Smiths Senf der beste.“ Er schmiert das mit Kreide an die Wände und schreibt es den Leuten in die Bücher, kurzum — der Satz erscheint überall. Und siehe da, der Senf ist der beste!“

Das Zitat ist aus dem kürzlich auch in das Deutsche übersetzten Roman „Tono-Bungay“, der in fesselnd humoristischer Art den Werdegang eines gleichnamigen Kellamepraparats erzählt, eines jener Lebenseligere, in deren Herstellung die moderne Chemie ihren Ehrgeiz findet. Wiederum zeigen die handelnden Personen, daß der Dichter, der sie erstehen ließ, in immer innigere Fühlung mit dem Leben kommt. Schon wagt er auch die weibliche Psyche, ein von ihm bisher nur scheu betretenes Seelenland, zu charakterisieren, wenn gleich in den drei Frauengestalten dieses Romanes nur die Resultate des inneren Erlebnisses, nicht die Entwicklung, gegeben werden.

Allerlei verstreute Bekenntnisse weisen darauf hin, daß den Dichter tatsächlich die Scheu vor unbekanntem und, einmal gerufen, nicht wieder zu bannenden Mächten zurückgehalten hat. „Der Traum der Staatenbaukunst geht auf die Anfänge der Weltgeschichte zurück“, sagt er im „neuen Machiavelli“, „doch hat er in Romanen eine zu geringfügige Rolle gespielt.“ Wells' erste Romane sind ja nun nichts anderes als solche dichterischen Versuche einer „Staatenbaukunst“; sie sind es ganz im Sinne der alten Welt, die Wohnungen des Geistes fast ausschließlich nach dem Gedanken- und Gefühlsmasstab der Männer einrichtete und es der anderen Hälfte der Menschheit überließ, sich nach besten Kräften mit dem Fertigen abzufinden. Im „New Machiavelli“ sieht sich nun ein organisatorisches Genie zum ersten Male der andern Macht gegenüber, die ihm im vollen Waffenschmuck einer großen Leidenschaft naht. Der Roman ist als Lebensbeichte eines Mannes gedacht, der, wie Machiavelli, „den Gedanken an das Weib gleich seinen bestaubten Kleidern draußen ließ, wenn er in sein Studierzimmer schreiben ging. Doch unsere moderne Welt ist mit der Ahnung der gewaltigen, erst halb zum Ausdruck kommenden Bedeutung der Frauen belastet. Sie stehen nun gleichsam unter den silbernen Leuchtern und reden, während Machiavelli schreibt, bis er die Feder hinlegt und sein Thema mit ihnen diskutiert . . . Diese allmähliche Entdeckung der Beziehungen der Geschlechter als ein Ding von kollektiver Tragweite habe ich mit meinem Staatsentwicklungsgedanken zu mischen. Die langsame Verwirklichung jener Bedeutung, die sich draußen in der Welt vollzieht, hat ihre genaue Parallele in meinem eigenen Leben. Ich habe zuerst die Frauen ignoriert; sie kamen zu mir als

etwas Überraschendes, etwas mit meinem Ehrbegriff im Widerstand Stehendes. Zögernd und spät und nach manchem Mißerfolg erst schätzte ich die Kraft und Schönheit der Liebe zwischen Mann und Weib und erfuhr, wie aus ihr eine wehrfeste Anschauung der Weltordnung erstehen kann. Die Liebe hat mich zum Scheitern gebracht, weil meine Laufbahn ohne Rücksicht auf jene Möglichkeit und deren Wert geplant war. Machiavelli aber, so denkt mir nun, ließ beim Betreten seines Studierzimmers nicht nur die lebendige Erde draußen, sondern auch ihre Seele, von der er nichts ahnte . . ."

Eine leise Befremdung will den deutschen Leser angefichts solcher Bekenntnisse befallen. Um sie ganz zu verstehen, muß man wohl im Auge behalten, daß die englische Literatur von heute jegliche scharfe Beleuchtung der Geschlechtsbeziehungen noch ebenso meidet, wie es die frühviktorianische getan hat. Es ist ein stillschweigendes Übereinkommen des guten Tons, an so gefährliche Dinge nicht zu rühren, und die Psychologen unter den Dichtern wie Hardy, Meredith, die das volle Menschentum in ihrer Darstellung erschöpfen wollen, bedienen sich bei diesen Fragen eines eigenen, den Sinn mehr verhüllenden als klar beleuchtenden Stils, der den nur Neugierigen schreckt und den tiefer Denkenden anzieht. Doch dieses Verfahren widerspricht zu sehr der analytischen Klarheit von Wells Denkweise, die sich auch äußerlich seinem Stil aufprägt. Und sobald einmal die bedeutsame Frage: „Wie steht es um die zukünftige Entwicklung der Beziehungen zwischen Mann und Weib?“ in ihm aufgetaucht ist, sucht er sie auch furchtlos von allen Seiten zu beleuchten, ohne freilich zu einem voll befriedigenden Ergebnis gekommen zu sein. Denn wiewohl der Psychologe in Wells während der Darstellung des eigentlichen Konflikts nur das allen logischen Erörterungen fremde Leben der Leidenschaft mit den beiden Trägern der Handlung lebt, so dämmert doch in der darauffolgenden Stille stets die Frage nach dem „Warum?“ — analog dem Erleben der eigenen Persönlichkeit. Bei Wells wird eine Abrechnung daraus. In „Tono-Bungay“ führt den Helden eine Schicksalsfügung zu der Geliebten der Kindheit, nachdem sich seine Ehe als ein Irrtum erwiesen hat und geschieden ist. Und in der rasch wieder erwachten Leidenschaft zu der jungen Aristokratin erfährt er, daß einzig in dieser Verbindung seines Liebeslebens Erfüllung liegt. Aber Beatrice kann ihm nicht als Lebensgefährtin folgen; sie hat sich, um auf den gewohnten Luxus nicht verzichten zu müssen, einem alternden Standesgenossen hingegeben und hat nicht die Kraft, diese Beziehungen zu lösen, besonders da ihr, nach dem Zusammenbruch des Tono-Bungay-Schwindels, ein Leben voll Kampf und Entbehrung bevorstehen würde. Hier also ist es das Weib, das gewogen und zu leicht befunden wird.

Im „New Machiavelli“ wird als Trägerin der Schuld die verdammende Gesellschaft bezeichnet, die zwei starke Menschen verfehmt, weil ihre Neigung sie zueinander zwingt gegen Gesetz und Sitte, und weil sie zu stolz sind, sich heimlich anzugehören. Was Wells bei dieser Gelegenheit über die Verächtlichkeit der lichtscheuen Sünder sagt, die vom Richterspruch frei bleiben, sofern sie nur

den Skandal vermeiden, ist von Einsichtsvollen oft ausgeführt worden. Nur hat noch keiner ein Heilmittel dagegen gefunden, aus dem nicht die Rückkehr in ein ethisches Chaos drohte. Und wenn Wells' neuer Machiavell mit dem Gedanken einer Umformung des Sittengesetzes auf der Grundlage des Matriarchats spielt, so dürfen wir den Dichter nicht völlig mit seinem Helden identifizieren, aus dem hier die Bitterkeit des Gescheiterten, auf der Höhe des Lebens zur Untätigkeit Verurteilten redet. Jedenfalls bringt das jüngste Werk „The Passionate Friends“ bereits eine Weiterentwicklung des früheren Standpunktes.

Es ist ein wundervoll reiches und tiefes Buch, wie es nur ein Dichter schreiben kann, der allen Wirklichkeiten und Möglichkeiten des Lebens ins Auge gesehen hat. Auch der alte Lehrsatz des Fanatikers, das „Alles oder Nichts“, das in Krisen der Leidenschaft wie in anderen ernstesten Lebensfragen so oft Selbsttäuschungen herbeiführt, wird hier unter die Lupe des Zweifels genommen. Denn es geht eben selten oder nie um „alles oder nichts“, sondern fast immer um „das eine und das andere“. Das wird kein Wahrheitsliebender bestreiten können, der die Wandlungsfähigkeit der menschlichen Psyche im Auge behält.

„The Passionate Friends“ ist ein hohes Lied der Leidenschaft; sein Inhalt, die Behauptung der schicksalgeordneten Bestimmung zweier Individualitäten für einander, die sich vereinigen müssen, auch wenn sie sich anderweit verbunden haben. Es geschieht hier wie in „Tono-Bungay“; nach jahrelanger Trennung begegnen sich die Jugendgespielen wieder, das Mädchen nun die in der Gesellschaft gefeierte Gattin eines mächtigen Finanzmannes, und beide fühlen sich sogleich von der alten Leidenschaft befangen. Aber hier schon setzt mit feiner Kontrastwirkung die Parallele ein — eine andere Glücksmöglichkeit taucht für Stratton, den Helden, auf in Gestalt einer noch uner-schlossenen Mädchenknospe, die von ihm erst die Entfaltung zum vollen Menschentum erwartet.

Und auch diese Liebe, die sich auf vollkommenem Vertrauen aufbaut und den Reiz der Wesensgleichheit durch den des Gegensatzes ersetzt, gibt einen reinen Zusammenklang. Das zeigt die Erfahrung, nachdem Stratton durch das Dazwischentreten des Gatten jener von Anbeginn geliebten Lady Mary auf Jahre aus England verbannt worden ist und bei der Heimkehr die in Treuen wartende Ruth heiratet. Der Zufall führt die Liebenden von einst noch einmal zusammen und nunmehr droht ein Skandal, da der Gatte Lady Marys nicht glauben will, daß man ihn diesmal nicht betrogen habe. Die Dame aber, um Strattons Laufbahn nicht zu gefährden, nimmt Gift. Und damit schließt ein Erlebnis, das nach dem Willen der im Instinkt redenden Naturgewalt der Inhalt eines Daseins sein sollte — es schließt, vom Menschenwillen zur Episode umgewandelt, denn Strattons Eheglück bleibt durch diese Katastrophe uner-schütterter.

Das Fazit liegt sehr nahe, wiewohl Wells es diesmal noch nicht gezogen hat. Der zynische Satz Schopenhauers: „Jeder Mann liebt jede Frau, falls

er nicht anderweit gefesselt ist . . .“ erweist sich als ein Umweg. Vielmehr hat die Vergeistigung des Naturtriebes erst die komplizierte Situation geschaffen, jene Spaltung zwischen Sinnen und Geist, die auch das Begehren zwiespältig macht. Was wir jetzt durchleben ist ein Übergang, ein Wachsen voller Schmerzen — aber doch ein Wachsen, an dessen Ziel eine höhere Staffel der Vergeistigung winkt. Etwa wie Schiller sang:

„Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron . . .“

Jrgendwie scheint das für unsere Zeit wahrer noch, als es damals gewesen ist. Und die Richtung von Wells' Gesamtwerk weist darauf hin, daß auch er diesen Weg gehen wird.



Vom Baedeker und Kunstgenuß auf Reisen

Von Richard Freyen



ch habe immer den Standpunkt vertreten, daß neben der deutschen Musik, den Schiffen des Lloyd und der Hapag, neben dem preußischen Leutnant und dem Schulmeister, der Baedeker zu den Ruhmes-titeln der deutschen Kultur gehört. Zwar haben ihn die anderen Nationen tüchtig nachgeahmt und ausgeschrieben, aber erreicht hat ihn keiner. — Und wenn man die Entwicklung der roten Bücher verfolgt, so sieht man, daß die Herausgeber nach Kräften bemüht sind, Schritt zu halten mit der modernen Kulturentwicklung, was bei dem immer mehr sich beschleunigenden Tempo derselben keine Kleinigkeit ist. Das tut Baedeker nicht bloß in dem Sinne, daß er alle Änderungen der Statistik, alle äußeren Daten usw. aufs genaueste ändert, er berichtet z. B. meist die Einwohnerzahl bis auf die Einer genau, damit ja auch das jüngstgeborene Baby berücksichtigt ist: Versailles hat 54982 Einwohner, keinen mehr, keinen weniger! Welche Beruhigung für alle Besucher der springenden Wasser! — Nein, er trägt auch den gesteigerten Bildungsansprüchen insofern Rechnung, als er sich nicht damit begnügt, sich bei historischen Angaben über Bauten und Sehenswürdigkeiten bei dem ersten besten der herumlaufenden Fremdenführer zu erkundigen, sondern er befragt die ersten